

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden

Abdruck aller Artikel verboten

Nummer 8

Sonntag, den 7. Januar 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 7. Januar: Reinhold. Montag, 8. Jan.: Lucan. Dienstag, 9. Jan.: Julianus. Mittwoch, 10. Jan.: Agathon. Donnerstag, 11. Jan.: Hyginus. Freitag, 12. Jan.: Ernst. Samstag, 13. Jan.: Gottfried

Erster Sonntag nach Epiphanie

Evangelium des hl. Matthäus 2, 19—23.

Nachdem Herodes gestorben war, siehe, da erschien der Engel des Herrn Joseph im Schlafe in Ägypten und sprach: Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter und zieh in das Land Israel; denn die dem Kinde nach dem Leben strebten, sind gestorben. Da stand er auf, nahm das Kind und seine Mutter und kam in das Land Israel. Als er aber hörte, daß Archelaus anstatt Herodes, seines Vaters, im Judentum regierte, fürchtete er sich, dahin zu ziehen; und nachdem er im Schlafe erinnert worden, zog er in das Land von Galiläa. Und er kam und wohnte in der Stadt, welche Nazareth genannt wird; damit erfüllet würde, was durch die Propheten gesagt worden ist, daß er ein Nazareder werde genannt werden.

Am ersten Tag des Jahres, wenn der Priester in der Frühe im Namen der Kirche das amtliche Gebet verrichtet, lauten seine Worte am Ende des Morgengebetes: „Sie werden vergehen, du aber wirst bleiben, und sie alle werden wie ein Kleid veralten, und wie ein Gewand wirst du sie umwandeln, und sie werden gewandelt werden; du aber bist ebenderselbe, und deine Jahre werden nicht aufhören.“ Was für herrliche Gedanken zu Beginn des neuen Jahres, was für lebendige Worte des Gottesvertrauens für alle, die mit Bangen in die Zukunft schauen!

1. Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit, Zeitlichkeit und Ewigkeit, das sind zwei Gegensätze, die die hl. Schrift sowohl des alten wie des neuen Bundes mit starken Worten hervorhebt. Der König Salomon, der Sänger der Vergänglichkeit, beginnt sein Buch mit dem ergreifenden Ruf: Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist Eitelkeit. Und dann folgen lange Kapitel über die Sinnlosigkeit, Unbeständigkeit und Wertlosigkeit alles dessen, was die Weltkinder schätzen und lieben. „Die Zeit ändert sich von Morgen bis Abend, und so geschieht alles schnell vor Gottes Augen.“ (Sir. 18, 26.)

Auch das, was auf den Menschen erfahrungsgemäß großen Eindruck macht und ihn leicht einnehmen kann, die Macht und der Reichtum der Fürsten und Großen dieser Erde, ist vergänglich und kann über Nacht hinfällig werden. „Wo sind die Fürsten der Völker und die Beherrscher der Tiere auf Erden? Die mit den Vögeln des Himmels spielten, die Silber häuften und Gold, worauf die Menschen vertrauen, die endlos aufgehäuft werden; die Silber verarbeiten ließen mit Sorgfalt, deren Wert nicht auszufinnen? Sie sind vertilgt, in die Unterwelt gestiegen, und andere sind emporgekommen an ihrer Statt.“ (Bar. 3, 16—19.) Schon die Israeliten hatten Gelegenheit, die Wahrheit dieser Worte kennen zu lernen. Das große, herrliche salomonische Reich, dessen Reichtum und Macht sprichwörtlich

geworden war, wo war es hingekommen? Eine Beute der Chaldäer, und ein Spielball in der Hand der umliegenden heidnischen Völker. Und dann sah das auserwählte Volk alle Nationen, die der Herr als Juchtrute für Israel bestimmt hatte, eine nach der anderen in den Staub und die Vergessenheit dahinsinken. Dieselbe Erfahrung machten die Christen, die katholische Kirche. Während die Kirche höher und höher stieg, zerfielen die Reiche ringsumher. Und wieder kamen andere empor, aber auch sie wurden in den Staub geschrieben (biblischer Ausdruck für der Vergessenheit anheimfallen).

Das mächtigste reichste Volk der Gegenwart sind offenbar die Engländer. Ein Sechstel der Erdoberfläche gehört ihnen. Ihre Macht, ihr Einfluß erstreckt sich über die ganze Welt. Wir fragen uns: Ist ihr Höhepunkt erreicht, oder soll es noch eine Weile höher gehen? Wir kennen die Pläne der göttlichen Vorsehung nicht. Nur das wissen wir, wenn dieses mächtige Reich untauglich ist, ein Werkzeug in der Hand Gottes zu sein, dann ist sein Untergang besiegelt, dann überliefert es Gott in die Hände seiner Feinde.

Auch Deutschland ist groß und stark geworden und seine Macht ist beständig gestiegen. Aber auch von ihm muß man sagen, es wird in den Staub geschrieben, es wird von seinen Feinden zertreten und zerstampft werden, wenn sein Volk sich untauglich erweist, die heilige Mission, die der Herr mit ihm vorhat, zu erfüllen.

Vergänglich und eitel ist die Freundschaft der Menschen. Fällt uns da nicht jenes Volk ein, mit dem Deutschland in jahrelanger Freundschaft lebte, das aber nachher, als wir in großer Not waren, uns hinterlistig in den Rücken fiel, um uns zu verderben? Und noch ein zweites Volk heuchelte Freundschaft mit uns, schmiedete aber heimlich Waffen gegen uns, um im gegebenen Augenblick über uns herzufallen. Das sind so offensbare Beispiele von falscher Freundschaft, daß wir uns mit Ekel davon abwenden. Im Leben der einzelnen geht es oft nicht anders. Der persönliche Vorteil, oder ein erlittener kleiner Nachteil zerstört oft jahrelange Freundschaft und verwandelt gute Freunde in erbitterte Feinde. Freundschaft zu unterhalten fordert Opfer. Die mag aber nicht jeder bringen, und deshalb gehen so viele freundschaftliche Verhältnisse auseinander. Wenn man auch nicht feindselig zu einander wird, so steht man sich doch kühl und zurückhaltend gegenüber. Jeder geht seine eigenen Wege, und so vieles Gute, das früher gemeinsam getan wurde, unterbleibt nunmehr.

Vergänglich und von kurzer Dauer sind die Leiden und Mühsale dieses Lebens. Selbst wenn man den schlimmsten Fall nimmt, wenn jemand solange er lebt, schwer heimgesucht bleibt und kaum einen schönen Tag kennt, so ist das doch kurz im Hinblick zur ewigen Dauer des Jenseits. Dieser Gedanke hat freilich nur Wert bei jenen, die nicht ganz und gar in dieser Welt aufgehen, sondern sich auch noch einen Blick für die Ewigkeit bewahrt haben. Fragt einmal jenen alten nichtgeplagten, schlaflosen die Nächte hinbringenden Großvater, was ihm die Kraft gäbe, so ruhig und sorglos auf seinem Schmerzenslager auszuharren. Ach, es dauert ja nicht ewig, wird er sagen, es geht einmal vorüber, und dann habe ich's schön.

Vorübergehen die Gefahren und Versuchungen, die jedem ernstlich vorwärts Strebenden immerhin zu schaffen machen. Versuchungen von innen und außen. Es ist wahr, daß manche Versuchung, manche Gefahr unser be-

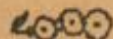
ständiger Gefährte ist, solange wir mit diesem gebrechlichen Leibe bekleidet sind. Aber wie die Menschen an der brandenden Meeresküste, wo die Wellen an dem kostbaren Erdreich fortwährend mit gieriger Zunge lecken und ein Stück nach dem andern herausfressen wollen, eine feste Mauer von Quadersteinen errichtet haben, woran sich die Wellen brechen, so können wir unser Herz mit einer ähnlichen Schutzmauer umwallen, daß die Versuchung, und sei sie auch noch so heftig, in ohnmächtiger Wut abprallt. Diese Schutzmauer ist das glaubensstarke Gebet zu dem, von dem der hl. Petrus sagt: Ich vermag alles in dem, der mich stärkt. Dann ist jede Versuchung kurz, auch wenn sie länger dauert oder immer wieder zurückkehren sollte.

2. Nur einer ist, der bleibt immer derselbe. Das ist unser Herr und Gott im Himmel droben. „Am Anfang hast du, o Herr, die Erde gegründet, und die Werke deiner Hände sind die Himmel. Diese vergehen, du aber bleibst. Sie veralten wie ein Kleid, und wie ein Gewand veränderst du sie, und sie werden geändert. Du aber bist derselbe, und deine Jahre nehmen kein Ende.“ (Ps. 101, 26—28.) „Ich bin der Herr und verändere mich nicht.“ (Mal. 3, 6.) Gott hat noch dieselben Ansichten von gut und böse, wie am Anfange der Welt. Er belohnt und straft nach Verdienst, genau so wie es jedem zukommt. Das tut er heute noch gerade so, wie bei der ersten Belohnung und Bestrafung, als unter den erschaffenen seligen Geistern im Himmel sich gute und böse Engel fanden. Wenn unter den Menschen ein besonders schweres Verbrechen begangen wird, daß man meinen sollte, unser Herrgott müßte eingreifen und eine solche Verhöhnung der Befehle Gottes mit Gewalt verhindern, hört man wohl die Reue: Gibt es einen gerechten Gott? Die Anzettelung des jetzigen Krieges ist gewiß ein fluchwürdiges Verbrechen, so groß, daß es zum Himmel schreit. Gott hätte gewiß dieses Verbrechen verhindern können. Er hat es nicht getan. Deshalb bleibt er doch derselbe gerechte Gott. Denn die Ungerechtigkeit ist nur vorübergehend, und es ist sicher, daß das durch den Krieg geschaffene Unrecht in allen Teilen geklärt werden wird. Dafür wird Gott schon sorgen. Der Krieg ist noch nicht zu Ende, und die Ungerechtigkeit dauert noch fort und wird immer drückender empfunden. Deshalb ist die Mahnung am Blake: Nicht an Gott irre werden! Seine Gerechtigkeit wird seiner Zeit schon offenbar werden. Was wir an Verdiensten erwerben, geht nicht verloren. Gott merkt sich alles, er vergißt nichts. Bei den Menschen geht sehr manches verloren. Das Gedächtnis für viele edle Taten schwindet. Die Zeiten sind eben zu aufgeregt. Man denkt nur an den Krieg und sein baldiges Ende. Gott natürlich ist über diese menschliche Schwäche erhaben. Er steht über Ort und Zeit. Die Sonne sendet ihre Strahlen auf die Erde, ob auf der Erde regnet oder schneit, ob Wolken und dicke Nebel die Erde umhüllen. Das kümmert die Sonne nicht. So auch bei Gott. Es ist nicht seine Schuld, wenn seine Gerechtigkeit und Weisheit nicht allgemein von den Menschen anerkannt und verherrlicht wird. Es könnte anders sein. Aber vor lauter irdischen Sorgen und Gedanken ist der Menschen Sinn derart verhällt und umnebelt, daß Gottes Gnadenstrahl nicht zu ihnen dringt.

Gott ist namentlich unveränderlich in bezug auf seine Liebe zu uns. Der größte Beweis seiner Liebe war seine Menschwerdung. Jeoes Weihnachtsfest ruft uns diese unendliche göttliche Liebe zu uns ins Gedächtnis zurück. Der Grund

der Menschwerdung war Gottes unendliches Mitleid mit der gesunkenen Menschheit. Ihr Elend, ihr Unglück ging ihm nahe. Deshalb die so große Erniedrigung des Sohnes Gottes, ein ganzes Leben voll Mühe, Entbehrung, Schmach und Tod. Ob wohl das Kriegselend der jetzigen Menschheit unsern Herrgott weniger rührt als damals? Es wäre eine Beleidigung Gottes, ihm das Mitleid mit den Menschen absprechen zu wollen. Und je tiefer jemand in Not und Leid steht, desto mehr erbarmt sich seiner Gott. „Nahe ist der Herr denen, die bedrängten Herzens sind, und den Geistgebeugten hilft er.“ (Ps. 33, 19.) Sonst wäre das ja etne Lüge, was der Heiland einst gesagt: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Mitten in die Orkane des Krieges ruft Gott: „Ich allein sinne über die Gedanken des Friedens und nicht der Trübsal.“ (Jer. 29, 11.) Gott geht gleichsam mit sich zu Rute, wie er am besten der Menschheit dienen kann. Die Länge der Trübsal darf uns nicht irre machen. Die Liebe Gottes bleibt uns erhalten. „Kann ein Weib ihres Kindes vergessen und erbarmungslos sein gegen den Sohn, den sie geboren? Und wenn sie es könnte, so werde doch ich deiner nicht vergessen.“ (Hes. 16, 6.) Unsere Namen sind mit spitzen Nägeln in Jesu Wunden geschrieben. Er kann sie nimmer vergessen.



Der hl. Severin — der Rufer Gottes

(8. Januar.)

Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste! Mt. 3, 3.

Die Fluten der Völkerwanderung, die vor allem auch das mittlere Donaugebiet trafen, überragt gleich einem Fels an Festigkeit der hl. Severin, der Apostel österreichischer Lande.

Die Heimat dieses Heiligen ist unbekannt. Er wanderte eines Tages als Fremdling in die römische Provinz Noricum (die Gegend zwischen Bassau und Wien) ein, in Mönchsleibung, auf den Lippen die Sprache Roms. Und als ihn einst ein Freund nach der Heimat fragte, erwiderte St. Severin: „Was soll denn ein Diener Gottes von der Heimat sprechen? Was kann ihm und seinen Mitgenossen für ein Vorteil daraus entstehen? Der Himmel ist ja unser Vaterland!“ Doch der Sprache nach sahen ihn Kundige für einen Nordafrikaner an; die Gewohnheiten des Lebens ließen die Vermutung aufkommen, daß er in der Schule morgenländischer Mönche wohl die letzte Erziehung erhalten.

Seine Erscheinung war hohe Gestalt, ernst und doch wieder voll Milde. Den Leib deckte ein langes, rauhes Gewand, die Füße waren auch im strengsten Winter unbefleidet, und was er aß, war nach Maß und Zubereitung so, daß man bei ihm von immerwährendem Fasten sprechen konnte. Diese Strenghheit des Lebens grub seinem Gesicht die Zeichen der Festigkeit und Würde ein, sodaß die heidnischen und arianischen Germanen ihn achteten; die Liebe seines großen Herzens aber legte auf das Antlitz den Schimmer der Barmherzigkeit, sodaß die bedrängten Katholiken der Donauländer in ihm ihren Anwalt sahen.

Zuerst erschien Severin zu Saviana (in der Gegend des heutigen Delling), dann zu Vindobona, dem heutigen Wien.

Das Christentum hatte hier schon feste Wurzeln gefaßt und doch verdient der hl. Severin den Namen eines Apostels von Noricum; einmal, weil er die Pflege des geistlichen Lebens in jener Gegend mit wahrhaft apostolischem Eifer betrieb, dann aber auch, weil er fürs leibliche Leben seiner Pflegebefohlenen, für ihre Habe mit wahrhaft apostolischer Freimut, mit wahrhaft apostolischer Unerblichkeit eintrat. St. Severin sammelte Schüler um sich, um in ihrer Mitte den Segen des gemeinsamen Betens und Arbeitens zu haben, um aber auch an ihnen Gehilfen seines Werkes zu haben. Den Glauben zu befestigen, die Seg-

mungen des Glaubens in reichstem Maße zu erzielen, das war des Heiligen Bestreben.

Da die Bedränger der römischen, katholischen Bevölkerung germanische Arianer waren, so ist auch die Sorge, die Quälereien von seiten dieser möglichst einzuschränken, ein Glaubenswerk. So betrachtete es auch der starke, freimütige Mann. Und da er in großer Heiligkeit lebte und für sich ganz offenbar keinen Vorteil suchte, fand er auch immer mehr die Achtung der Barbaren. Und als einst der römische Divisionskommandant Remertinus auf seinen Rat eine räuberische Schar der Feinde überrumpelte und gefangen nahm, auf Severins Rat aber die Gefangenen wie ein echter Christ behandelte, fand er, der eigentliche Urheber dieses Kriegsunternehmens und auch dieser milden Behandlung, noch mehr die Achtung der feindlichen Eindringlinge.

Der König der Alemanen, Gibulf, schenkte so, durch des Heiligen Bitten bewogen, vielen Gefangenen die Freiheit.

Der kugler König Teva, der in Nieder-Oesterreich am linken Donauufer sich ein Reich gegründet, hörte von der Heiligkeit und der Prophetengabe Severins, achtete ihn hoch und zog ihn oft zu Rate. Dieser Einfluß war für die Glaubensgenossen des hl. Wiers besonders von Vorteil, da Tevas Gattin, Wisa, eine fanatische Arianerin, gern die Katholiken zum Abfall gebracht hätte, Severin aber so dies Bemühen mit vollem Erfolg vereiteln konnte.

Von weltgeschichtlicher Bedeutung ist des Heiligen Begegnung mit dem Führer der Heruler, Odoaker. Obwohl auch Arianer, zog er doch zum Kloster Severins, um sich für seinen Heereszug nach Italien segnen zu lassen. Weissagend sprach der Heilige zu ihm: „Siehe hin nach Italien! Du trägst jetzt einen schlechten Pelzrod, aber bald wirst du vielen große Reichthümer verleihen können!“ Der arianische Söldnerführer hatte wirklich großes Glück, zog als Sieger in Rom ein, stürzte das morische Kaiserreich, setzte den letzten dreizehnjährigen Kaiser Romulus Augustulus ab und war von da ab, man schrieb 476, der wirkliche Beherrscher Italiens. Er fand aber bei den Katholiken als Arianer keine Liebe; ein Mächtigerer kam über ihn, Theodorich, der große König der Ostgoten, besiegte und tötete ihn — auch das soll ihm der Heilige vorausgesagt haben. Dreißig Jahre arbeitete so St. Severin für die bedrängten Katholiken der mittleren Donauländer; sein Ansehen wuchs von Tag zu Tag, man bot ihm die Bischofswürde an, er schlug sie aus, war aber trotzdem der leibliche und geistliche Vater aller — forgend in Arbeit und Gebet, lebte er sich auf. Und als der Tod an sein ärmliches Lager trat, wollte er noch einmal sein Vaterherz für geknechtete Menschen reden lassen. Er bat den König der Rugier, Teva, und seine Gattin Wisa an sein Lager, mahnte den König, doch ein gerechter Fürst zu sein, eingedenk der Rechenschaft, die auch er einmal seinem Gotte ablegen müsse. Dann legte er seine Hand auf das Herz des Königs und wandte sich an seine Gattin: „Wisa, liebst du diese Seele mehr als Gold und Silber?“ Als Wisa dies bejahte, fuhr der Heilige fort: „Wohl denn, so höre auf, die Gerechten zu verfolgen, damit ihre Unterdrückung nicht euer Untergang sei. Demütig bitte ich euch beide in diesem Augenblicke, wo ich zu meinem Herrn und Gott zurückkehre, euch vom Bösen zu enthalten, euch selbst durch gute Handlungen zu ehren!“

So schloß der Heilige sein Leben, indem er die letzte Kraft denen weihete, für die sein Herz so treu und fest geschlagen. Es war am 8. Januar 482. Als seine Schülinge sechs Jahre später, durch Odoaker gerufen, nach Italien auswanderten, so an der Stammes ihrer Väter zurückziefelten, nahmen sie des Heiligen Leib mit und begruben ihn in einem Kloster bei Neapel.

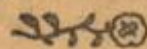
St. Severin scheute in Ausübung seines apostolischen Amtes auch den Born der Großen nicht; auch ihnen wies er aufrecht und offen das Unrecht nach, nur das Unrecht bekämpfend. So allein hat die Burechtweisung Sinn, so sollen auch wir sie üben. Drum werden wir oft Herzen gewinnen, die schier verhärtet schienen. Wie die Person meinen, diese immer schonen, aber nie

dem Unrecht nachgeben, dem Unrecht zu Gefallen reden.

Was anders ist's wenn die Liebe tadelt,
Die Liebe, die jede Sünde adelt,
Als wenn der Dämon der wie Dornen sticht,
Als wenn der Dämon seine Meinung spricht.“

P. S. B., O. F. M.

Krida Schanz.



Beggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Die Freigebigkeit, ihr Begriff.

Die Freigebigkeit erwirbt einem jeden Günst, vorzüglich wenn sie von Demut begleitet wird. Des Wort Goethes stellt den Zusammenhang zwischen der zuletzt behandelten Tugend und der Freigebigkeit so trefflich her. Demut gibt der Freigebigkeit die letzte Vollendung, die lebenswürdige Selbstverständlichkeit, die jede Tugend ziert; sie gehört so mit zum vollen Begriffe der Tugend der Freigebigkeit.

Gewöhnlich bestimmt man die Tugend der Freigebigkeit als Bereitwilligkeit, mit seinem Vermögen den Hilfsbedürftigen beizustehen oder zu anderen löblichen Zwecken beizutragen.

Im Begriffe der Freigebigkeit sind demnach zwei Eigenschaften gefordert: daß man

1. zum Geben bereit ist,
2. seine Bereitwilligkeit, zu geben, in der rechten Weise betätigt, zu ehren, vernünftigen, guten Zwecken gibt.

Jede Tugend ist im innersten Kern Bereitwilligkeit, d. h. Wille, der sich leicht betätigt. So ist auch bei der christlichen Tugend der Freigebigkeit. Der hl. Augustin sagt deshalb von dieser Tugend, sie sei Bereitwilligkeit, das Vermögen frei hinzugeben (daher der Name) ohne Hoffnung auf Wiedervergeltung. Im Willen liegt demnach die Tugendhaftigkeit vor allem — auch bei der christlichen Milthätigkeit.

Gern gereicht ist unverdächtig

Auch des Reinen Mannes Gabe!“

sagt der Freizehnlindendichter. Dieses Kernwort voll christlicher Gesinnung findet so recht seine Bestätigung durch eine tröstliche Erzählung des Evangeliums.

„Eines Tages sah der Heiland im Tempel dem Opferkasten gegenüber, umgeben von seinen Jüngern. Da sahen er und sie, wie die reichen Juden mit gewichtigem Schritte an den Opferkasten herantraten und dann mit noch gewichtigeren Mienen recht auffällig und laut eine schwere Münze in den Kasten klingen ließen. Das machte Eindruck auf die Jünger, die noch viel zu irdisch schülten und dachten, und auf die anderen Juden, die erst recht ein Auge für schwere, glänzende Goldstücke hatten. Da kam mitten zwischen den wohligen Geldjuden ein armes Frauchen, ein paar hungrige Kinder an der Hand, daher, trat mit bescheidener Gebärde an den Opferkasten und ließ fast schüchtern und verschämt ein schmales Kupferstück durch den breiten Schlitze gleiten. Das machte Eindruck auf den göttlichen Heiland, der ins Herz dieser armen Frau sah. Und, sich zu seinen Jüngern wendend, spricht er so laut, daß es auch die anderen hören konnten: „Wißt ihr, wer soeben am meisten gegeben hat? Die arme, bescheidene Frau! Denn während die Reichen von ihrem Ueberflusse gaben, um gelobt zu werden, gab diese Arme alles, was sie hatte, mit bereitwilligem Herzen — gerne hätte sie mehr gegeben!“

Welch ein Trost liegt in dieser schlichten Geschichte für arme und mittellose Menschen! Sie können eine größere Bereitwilligkeit haben, mitzutheilen, als die Begüterten, die Millionäre und Großgrundbesitzer. Und wenn sie von ihrer Dürftigkeit geben, wird es im Himmel viel leicht mit größeren Buchstaben gebucht, als die Riesensumme eines Reichen — sicherlich, wenn sie mit gutem, reinem Willen geben. Gott wiegt eben die gute Gabe nach dem guten Willen.

Zu Anfang dieses Krieges ging die Tat eines Kölner Dienstmädchens durch die gesamte Presse.

Es hatte alle seine Erbsparnisse dem Vaterland zur Verfügung gestellt. Geschah's mit reiner Absicht im Hinblick auf den, der gesagt: „Gebt also dem Kaiser, was des Kaisers ist!“, dann war es eine Großtat vor Gott, die bei ihm mehr gilt als eine Millionenzeichnung, die ein Großindustrieller vielleicht gemacht hat.

Also auch ein Armer kann freigebig sein, gleich dem H. Bettler Servulus, der als Krüppel vor einer Kirche Roms lag, aber von all dem Almosen, das er erhielt, nur das Notwendige für sich nahm, alles andere sonstigen Bedürftigen gab. So kann man das Dichtervort ein wenig variieren:

„Gern gereicht ist gottgefällig
Auch des ärmsten Mannes Gabe.“

Die Tugend der christlichen Freigebigkeit muß aber nicht nur aus lauterem, reinem, gottgerichteten Willen stammen; sie muß sich auch in der rechten Richtung betätigen.

In erster Linie soll sie auf wahrhaft Hilfsbedürftige gehen, auf Menschen, die unserer Hilfe bedürfen und unsere Hilfe auch verdienen. Wer bedarf unserer Hilfe? Jeder, der durch eigene Kraft sich nicht durchs Leben bringen kann, der in Not und Elend geraten ohne seine Schuld, der wahrhaft arm genannt werden kann. Die Zahl solcher Armen ist sehr groß und immer haben wir Menschen um uns, von denen das Schriftwort gilt: „Arme habt ihr allezeit bei euch!“ Und wir sollten in Verurteilung dessen, der uns bittet, gerecht, niemals aber zu streng sein. Solche Strenge steht denen am wenigsten, die durch ihr Jutun, die durch eigene Anstrengung in guten und besten Verhältnissen leben. Allerdings sollen wir auch nicht bei der Frage: „Wer verdient unsere Unterstützung?“ zu milde urteilen.

Als einst ein Bettler mit gesunden Gliedern in der Vollkraft der Jahre zu einem Spartaner kam, wies ihn dieser ab mit den Worten: „Nein, ich gebe dir nichts, denn je mehr Almosen du bekommst, desto länger wirst du betteln; der dir das erste Almosen gab, hat dich zum Bettler gemacht!“

Das ist wahr! Es gibt Bettler, denen man die größte Wohlthat erweist, wenn man sie fortschickt; aber es gibt noch viel mehr Bittende, denen man das größte Unrecht zufügt, wenn man sie solchen Leuten zurechnet. Und einmal mit gutem Verstand und reiner Absicht Almosen spenden, wo es vielleicht besser gewesen wäre, nicht zu geben, macht blutenden nicht arm, aber im Schmeichelei reicher.

Vor allem bedürfen und verdienen die sogenannten Hausarmen der Unterstützung hilfsbereiter Christen; solche Armen, die ohne Schuld in Not geraten, den Mut zu bitten, öffentlich zu bitten, nicht haben. Sie sind eigentlich ärmer als die bekannten Armen. Und einer armen Frau die Unterstützung verweigern, die an der Seite eines Verschwendungskindes oder eines Trunkenboldes für sich und ihre Kinder den Kampf des Lebens mannhaft kämpft, ist ungerechtigkeit, Verzenshärte, unchristliches Gebahren — solche bedürfen, solche verdienen unsere Hilfe im wahrsten Sinne des Wortes.



Die Letzte

Eine Legende von A. F.

(Nachdruck verboten.)

Nacht! Ein mildes Mondlicht erhellt Cremonas über Gassen. Kein Schritt, kein Laut unterbricht die heilige Stille. Ein balsamischer Rauch durchwölkt die laue Luft. Ist es der ruhige Atem der schlummernden Stadt? — Aus einem halbgeöffneten Fenster fällt ein roter Lichtschein und der starke Ton einer angerissenen Saite schwingt klangvoll hinaus in die Nacht. Langsam verschwindet und verklingt er. — Und wieder tiefes Schweigen ringsumher.

In einem hochgewölbten Gemache sitzt ein alter, hagerer Mann so spät noch wach. Die Kerze im schweren Eisenleuchter zuckt und flackert trübe

auf dem mit allerlei krauem Handwerkszeug bedeckten Tische. Ein riesiges Schattenprofil bewegt sich geistlich an der Wand, verzerrt und verzeichnet — eine überlebensgroße Karikatur! Des Mannes vielangelegtes Angesicht weist scharfe, strenge Züge. Er hat eine weißwollene Mütze aufgesetzt und eine solche Schürze vorgebunden. Seine langfingerigen Hände zittern, so lange sie kein Werkzeug halten; haben sie aber eines erfaßt, meistern sie es mit erstaunlicher Sicherheit. Dann leuchtet auch das blaue Auge auf unter den weißen Brauenbüscheln. — Der Mann heißt Antonius Stradivarius. — Seine Linke umschließt den zierlichen Hals einer Geige, die er gegen das Knie stützt, die Rechte beschattet das Auge, welches scharf prüfend auf den schönlinigen Umrissen des Werkes ruht. „Die Letzte“, murmelt er. „Mehr denn tausend hab' ich gebaut, seit ich meinen alten Meister Amati verlass. Der schlummert nun längst unter dem grünen Rasen und unzählige andere, die mir in meinem langen Leben begegnet und wert geworden, mit ihm. Ja lang leben, heißt überleben. — Und mehr als tausend Geigen hab' ich gebaut in diesem langen Leben, und sie sagen, daß alle singen und klingen — mehr als tausend und das ist die Letzte!“ Mit zitternder Hand langte der Greis ohne aufzustehen nach einem Zettelchen, mit zitternder Hand schrieb er darauf, ehe er es durch das F-Loch auf den Boden der Geige legte: „Antonius Stradivarius faciebat in Cremona aet. 1. 92.“ Im zweiundneunzigsten Jahre seines Lebens! Die Linke griff einen Afford und die Rechte riß ihn an. Der Klang! Aber der Meister schüttelte dennoch sein Haupt und versank aufs neue in grübelnde Betrachtung und aus dieser in Schlaf und Traum. Sein Geist schaute die Gefilde der Seligen. Aus rosiger umrandeten Wolken lugten allerliebste Engelchen hervor. Etliche sangen und etliche spielten fein auf Violinen und Geigen. Eines kam an ihn herangeschossen und sprach: „Sieh doch, lieber Meister, mein Geiglein will nicht recht klingen. Dir mag's ein Leichtes sein, dem abzuwehnen, bitte, bitte!“ Und das Englein faltete so freundlich die Händchen und sah ihn mit so innig treuherzigem Ausdruck an, daß er ihm die Wangen streichelte. Er griff nach seinem Faden in die Tasche und rühte den Stimmstock zurecht. Es hatte ihm eine kleine, zarte Amati dargereicht. „Nun wird's wohl besser sein.“ Dankend flatterte das Rindchen davon und ein zweites kam mit mühsam verhaltenem Weinen herangeschlichen. Die Händchen auf dem Rücken hielten etwas versteckt, und ängstlich blickte es umher, ob es auch ja von niemanden beobachtet würde. Im nächsten, ausgelassenen Scherzspiel mit den Kameraden war ihm sein Instrument entfallen und arg beschädigt worden. Wenn Sancta Caecilia davon erfuhr, ging es ihm schlecht, denn sie war eine strenge Zuchtmeisterin. Stradivari sah bald die Geige und bald das Englein an. „Die hast du nicht fallen lassen, mache das anders weis, sondern an irgend einem harten Gegenstande zerschlagen, einem Stein oder — einem Kopf. Wer geht auch so mit Geigen um? Doch wollen wir sehen, was ich machen läßt. Freilich, geschwind geht es diesmal nicht. Habe auch kein Handwerkszeug bei mir —“ da kam Sancta Caecilia

heran, eine hohe Frauengestalt im faltigen, reichen Gewande. Ein Blick — und sie erriet alles. Den unartigen Knaben winkte sie mit strenger Handbewegung fort und den ehrfürchtig vor ihr in die Knie gesunkenen Stradivari bat sie, aufzustehen — ihr läme solche Verehrung nicht zu. Und er erhob sich und folgte ihr nach, wohl sie ihn führte. Vor einem säulengetragenen tempelartigen Hause hielten sie an. „Hier wohne ich“, sagte die Heilige freundlich und sie trat ein. In einem hellen Gemach hingen zwei Geigen an der Wand; um eine war ein frischer Vorberreis geschlungen. Stradivari erkannte sie auf den ersten Blick. Es war eine der tausend — und der besten eine. Wie kam die her? In einer Ecke lehnte ein mächtiges, uraltes, tiefgebräuntes Violoncello von sonderbar verschönerter Bauart. Auch dieses kannte er. Wo hatte er es nur gesehen? Vielleicht auf Ottos Bildnis der heiligen Caecilia. „Mein Lieblingsinstrument“, sagte die Heilige, daraufweisend. „Es klingt stark und schön. Höre!“ Sie stellte es auf ein Schemelchen und spielte stehend, mit aufwärtsgeschlagenem Bilde ein kirchliches Stück. Zwei- und dreistimmig klang ein gewaltiges Jugenthema auf und nieder, seiner kunstvoller Eingführung entgegen. Die Doppelgriffe erklangen mit orgelähnlicher Kraft und Fülle. Die Heilige endete: „Das Stück hat mir St. Ambrosius komponiert. Doch sprich, was meinst du von dem Ton meines Cellos?“ „Herrlich spieltst du, o Heilige“, entgegnete er, „aber,“ sagte er zögernd hinzu — „das ist kein Instrument für eine Frau. Es klingt zu rau und zu wild. Das ich jetzt unten in der Werkstatt habe, solltest du versuchen; ich glaube, es gefiele dir.“ Caecilia rief zum Fenster hinaus. „He, Englein, flieg zu den drei Königen hinüber, sie möchten mir zu Gefallen Meister Antonius' Cellos aus der Werkstatt heraufholen.“ — In wenigen Augenblicken war es zur Stelle geschafft. Mit weiblicher Dast stimmte sie die vier Saiten glodenrein zusammen, und schon während des Stimmens glänzte bedeutsam ihr Auge. Erst, als sie spielte! Welch reine Tonströme schlugen ihre mächtigen Wellen an das Ohr! Wie hatte sie selbst dergleichen noch gehört. Aber auch der Meister erstaunte über sein unter solchen Händen erklingendes Werk. „Dein sei es, bleib es, Sancta Caecilia“, rief er entzückt, „nimmer begehr' ich es wieder.“ Und hochtrauben ward leise gestimmt. Und wie die Heilige fortphantierte, wurde sie lieblich allom-pagniert. Die Englein hatten sich husammen-ge- und strichen eine zarte Begleitung dazu. Und hoch! Jetzt setzten sie die Bogen ab und sangen mit hellen Stimmen — — „Willst du nun wieder zurück zur Erde, Meister?“ fragte Caecilia den Verzückten lächelnd. „Nein, nimmer wieder. Wer dich und die Engel musizieren hört, verlangt nichts weiter. Und ich könnt' mich doch brauchen hier oben!“ „Woh! bleibe bei uns“, sprach die Heilige freundlich und alle Englein flüschten vor Vergnügen in die Händchen. — Des andern Morgens fand man die Kerze angezündet und den großen Meister Antonius Stradivarius tot. Sein Violoncello aber war verschwunden und blieb es trostlos Suchens. Wir aber wissen, daß Sancta Caecilia es spielt.



Das Beichtgeheimnis

(Fortsetzung.)

Roman von Matthias Biank.

(Nachdruck verboten.)

Bernhard Holländer aber besaß die Macht, seinem Willen jeden zu beugen. Und er forderte von mir, wenn er an die Echtheit einer solchen Liebe glauben sollte, eine Prüfung, der ich bedingungslos gehorchen mußte. In meinem Glauben, daß die Liebe dem Schwersten überlegen ist, gab ich meine Zustimmung. Und dann verlangte er, ich sollte die Stadt ohne Abschied verlassen, ohne ihr eine Nachricht zukommen zu lassen, mir in einer anderen Stadt eine Existenz schaffen; um nach Ablauf einer Jahresfrist wiederzu-

kommen. Wenn dann Martha noch frei wäre und noch an mich glaubte, wollte er einverstanden sein. Ich hatte vorher schon mein Ehrenwort versprochen, die Prüfung anzunehmen. Und nicht eine Bedingung wurde erlassen. Da war ich dann fortgestürzt. Das war es, was im Arbeitszimmer zwischen Bernhard Holländer und mir vorgefallen war.“

Der Pfarrer hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Er hörte aus allem nur eine Bestät-

zung dessen, was er früher schon in ähnlicher Form vermutet hatte.

„Aber das allein kann doch nicht genügen, deine Verhaftung zu rechtfertigen?“

„Doch! Gedulde dich nur! Martha Holländer hatte mich vom Fenster aus beobachtet, wie ich in der mir begreiflichen Erregung von dem Hause fortgerannt war. Sie vermutete sofort eine heftige Auseinandersetzung, da sie ihren Vater kannte und da ich auch kein trübes Blut besaß, und suchte das Jammern ihres Vaters auf und fand dort den Erschlagenen.“

Da war auch der Pfarrer erschrocken. Nun begriff er den Zusammenhang: „So wurde also behauptet, du hättest dich im Zorne hinreißen lassen.“

„Ja! Ist diese Folgerung unbegründet? Ich war noch von einem Zeugen gesehen worden, wie ich erregt, den Hut in der Hand, fortgestürzt war. Und nach mir war durch Martha der Tote aufgefunden worden.“

„So war eben in der kurzen Zwischenzeit noch ein Dritter in das Zimmer gekommen.“

„Das sagst du, weil du an mich glaubst. Aber es war kein Dritter gesehen worden; es fand sich keine Spur eines Dritten. Dieser hätte doch eingehalten werden müssen.“

„Ja, gewiß, aber —“

Und der Pfarrer stockte. Er wußte ja die Wahrheit, doch seine Lippen waren durch das Sigillum für ewige Zeiten geschlossen.

„Wolltest du nicht etwas einwenden?“

„Ja! Nur etwas fragen. Kann nicht ein Dritter in die Wohnung gekommen sein, ohne dabei beobachtet zu werden?“

„Es müßte diesem doch jemand geöffnet haben.“

„Gewiß! Du erzählst aber, du seist in größter Erregung fort. Kann es dabei nicht möglich sein, daß du die Türe vollständig zu schließen vergessen hättest?“

„Doch! Möglich kann es sein. Aber das ist doch kein Beweis. Wenn ich es behauptete, so wird mir erwidert, daß die Türe geschlossen vorgefunden war.“

„Das kann aber durch den unbekannten Dritten geschehen sein“, warf der Pfarrer abermals dazwischen.

„Gewiß! Diesen hat niemand gesehen. Nur mich! Und das ist das Furchtbare; wenn ich mein eigener Richter sein würde, ich würde nur ein Schuldig aussprechen, wenn ich eben nicht der wäre, der alles erlebt hatte. Selbst Martha hatte an meine Schuld geglaubt. Wie hatte ich darüber meine Gedanken zermartert. Sie kannte ihren Vater! Sie wußte, daß auch ich heißes Blut habe. Als sie mich so vom Fenster aus beobachtet und dann den Erschlagenen gefunden hatte, war in ihr nur der Glaube gewesen, daß ich die Tat in momentaner Aufwallung begangen hatte. Um mich zu retten, den sie liebte, hatte sie sich noch zu einer Unwahrheit hinreißen lassen, zu erklären, sie habe mich bis zum Korridor hinausbegleitet. Dadurch hatte sie aber das Gegenteil von dem Gewollten erreicht. Statt mich dadurch retten zu können, wurde dies ein erneuter Beweis für meine Schuld. Und nun sage selbst, ob du aus diesen Irrungen einen Weg weißt?“

„Doch! Der Pfarrer von St. Michael wußte einen Weg. Aber diesen durfte er nicht gehen. Und so antwortete er:“

„Ich glaube dir!“

„Kannst du den Glauben beweisen?“

„Nein! Aber was in meiner Macht liegt, werde ich versuchen. Ich werde einen Verteidiger für dich besorgen, der alles tun wird, was in menschlichen Kräften liegt.“

Da war der Aufseher eingetreten.

„Ich möchte aufmerksam machen, daß die Bewilligte Sprechzeit bereits abgelaufen ist.“

„Gleich! Hast du sonst einen Wunsch, Ernst?“

„Nein! Nur dann und wann dein Gesicht zu sehen.“

„Ich werde kommen, so oft es mir erlaubt werden wird.“

„Und eines noch! Willst du zu ihr gehen?“

„Ja!“

„Ihr sagen, daß ich ihr nicht zürne, weil sie nicht glauben konnte, weil sie ja doch den Willen hatte, das Beste für mich zu tun.“

„Auch das will ich.“

„Und ihr von meiner Schuldslosigkeit erzählen und daß sie in aller Trostlosigkeit doch meine einzige Hoffnung ist.“

„Ja!“

Dann aber mußten sie sich trennen. In tiefe Gedanken versunken über den Inhalt des Gehörten, war der Pfarrer heimgegangen. Wort um Wort prüfte er nochmals. Und immer zwingender erschienen ihm die Gründe, die einen Schuldspruch gegen seinen Bruder voraussetzen ließen.

Langsam stieg er die Bergstraße hinauf, die schon in seine Gemeinde gehörte. Als der Pfarrer dabei ausblickte, war dicht an ihm eine bekannte Gestalt vorbeigezogen in einer so schnellen, fast scheuen Hast, als wenn sie einer Begegnung absichtlich ausweichen wollte.

Es war ein sehr angesehener Bürger, mit dem er tags vorher noch geplaudert und dem er auf Verlangen in einer sehr bebrängten Angelegenheit noch einen entscheidenden Rat erteilt hatte. Und nun war er an dem Pfarrer vorbeigefahren. Oder war es ein Irrtum gewesen! Gaulete ihm die Erregung neue Sorgen vor? Er mochte den Pfarrer nicht bemerkt haben!

Aber dennoch war Ludwig Pernz stehen geblieben und blickte sich nach dem Davonschreitenden um; aber im gleichen Augenblick hatte auch der andere den Kopf gedreht und war hastiger weitergegangen. Dieser hatte also ebenfalls nach dem Pfarrer umgesehen und ihn erkannt, ihm aber ausweichen wollen. Da hatte sich die Stirne des Pfarrers gesenkt. So wußte man schon davon?

Aber deshalb hob er doch den Kopf; er war gefest, denn er war ganz beherrscht von dem sichern Vertrauen auf den Sieg der Unschuld.

Wenn sie wirklich zweiseitige Blicke an ihn wagten, so wollte er ihnen stark und unerschütterlich begegnen. Aber das hatte er dabei doch nicht verstanden können, daß nun seine Augen zu suchen angingen, ob sie nicht in diesem oder jenem Gesicht etwas erspähten, ob nicht das Mißtrauen bereits in den Blicken aller war, die von jetzt an ihm begegneten. Und da er suchte, erschien ihm manches anders, auffälliger, da wollte er von jeder Beobachtung, die ihm vorher harmlos erschienen sein würde, die Ursachen wissen.

Mit einer Begegnung war das Mißtrauen an ihn herangelommen. Aber immer war es noch das Benehmen eines einzigen! Seine Gemeinde würde ihm ja doch trenn bleiben, die ihn doch nicht anlagern durfte, weil der Bruder angeklagt wurde.

Angestaut! Solange das Gericht keinen Urteilspruch wider ihn gefällt hatte, durfte keiner ein Schuldig sprechen. Da er dabei wieder von anderen begrüßt worden war, wollte er jene erste Beobachtung dem eigenen Mißtrauen, einem Irrtum zuschreiben; er hatte sich eben geirrt. Nein! Seine Gemeinde gehörte ihm.

Unterdessen war er in den Pfarrhof gekommen. In seinem Arbeitszimmer schritt er lange auf und nieder, wobei er an jene Begegnung und dann wieder an den Bruder dachte. Nun hatte er von diesem selbst alles vernommen. Konnte er ihm helfen? Was er schon aus den Worten des Untersuchungsrichters herausgehört hatte, war ihm von Ernst selbst bestätigt worden. Die Indizien zeugten gegen ihn. Eine Beweisliste hatte sich um ihn geschlossen, scheinbar lückenlos. Und wenn ein Schiedspruch gefällt werden müßte, so würde er auf Schuldig lauten. Aber deshalb durfte der Pfarrer noch nicht verzagen. Der wirklich Schuldige mußte seiner Pflicht eingedenk werden; eine innere Stimme würde ihn daran erinnern, daß er keinen Schuldlosen leiden lassen dürfte. Um seiner eigenen Seelenruhe willen würde dieser doch noch sprechen! Wenn er es aber nicht tat? Wenn er seine Pflicht vergessen hatte? Dann konnte es nur einen Zeugen geben, der den Angeschuldigten retten konnte.

Der eigene Bruder! Er allein hätte die Nacht befehen. Aber —

Da hatte seine Hand nach einem Buche in seiner Bibliothek gegriffen. Auf dem breiten Leoserrücken stand mit schon verblassten Buchstaben: Pastoraltheologie. Er blätterte und blätterte. Dann lag seine Hand auf dem Buche und mit lauter Stimme las er:

„Könnte durch die Verletzung des Beichtsiegels das schrecklichste Übel abgewendet oder das höchste Gut gewonnen werden, diese Verpflichtung besteht fort. Der dazu verpflichtet ist, darf aus der Beichte nichts offenbaren, sollte es ihm auch die größten Opfer, selbst das Leben, kosten.“

Das war sein Weg! Selbst das Leben! Da war auch die letzte Versuchung an ihm vorübergegangen. Er würde schweigen können.

11.

An die nächsten Bekannten waren die Adressen geschrieben worden, denen die in aller Stille erfolgte Verlobung zwischen Martha Holländer und Hans Schrönghammer mitgeteilt werden sollte. Von einer offiziellen Verlobungsfeier selbst im engsten Kreise, wurde Abstand genommen.

Hans Schrönghammer stand nun vom Schreibtische auf:

„Ich bin fertig! Das sind nun zweiundsünfzig Kuverts. Glaubst du, daß jemand vergessen worden sein kann?“

„Nein. Ich habe die Liste zweimal durchgesehen.“

Martha Holländer war neben dem Schreibtischstuhl gestanden. Ihr Gesicht war in diesen Tagen etwas eingefallen und fahler geworden, wodurch ihre dunklen Augen noch größer als sonst erschienen. An den Mundwinkeln zeigte sich ein vergrämter Zug, von dem sich früher nie etwas gezeigt hatte, da sie sonst so gerne gelacht hatte.

„Wie bin ich froh, daß diese Sache erledigt ist. Die Briefe nehme ich gleich selbst mit. Morgen früh dann beim Frühstück werden alle unsere Bekannten natürlich nichts anderes zu plaudern wissen, als über dies neue Ereignis. Freust du dich nicht auch ein klein wenig?“

„Doch!“

Aber die Stimme, die diese Antwort gegeben hatte, klang so monoton, daß sie nichts von einer innerlichen Freude verriet.

„Wenn dich nämlich gar manche sehen könnten, so würden sie sagen, daß du gar nicht so froh aussiehst, wie ein junges Wesen, das sich eben verlobt hat.“

„Du vergißt dabei, was vorhergegangen ist.“

„Ach ja!“ Seine Brauen schoben sich dicht zusammen. „Ich weiß es schon. Aber daran ist nun wohl nichts mehr zu ändern.“

„Trotzdem kann ich das Gesicht nie vergessen, wie es mich vom Boden her mit den geöffneten, glanzlosen Augen angestarrt hatte. Du weißt das nicht?“

Dabei hatte sich Hans Schrönghammer zur Seite gewandt. Das hatte Martha Holländer dabei nicht sehen können, wie er die Lippen zusammenklemmte. Und in einer plötzlichen Hast suchte er die beschriebenen Kuverts zusammen, um sie nach der nächsten Poststation mitzunehmen. Dabei antwortete er ernst:

„Tot ist tot! Den Lebenden gehört das Leben. Damit wirst du dich abfinden müssen. Schließlich soll ein unabwendbares Geschick nicht immer wie ein Schatten zwischen uns stehen. Wenn erst die Trauerzeit vorbei ist, dann werden wir Hochzeit feiern, und ich nehme dich auf eine Reise mit, auf der du mir das Schöne sehen sollst. Darauf wirst du dich doch freuen?“

„Gewiß!“

Leise hatte sie geantwortet und dabei sammelte ihre grübelnden Gedanken darüber nach, mit welchem Aufstöhnen sie manch andere Hoffnungen begrüßt hatte.

„Auf Wiedersehen, also! Wenn ich morgen komme, werden sicherlich schon die ersten Glückwünsche eingetroffen sein.“

Sie nickte nur.

(Fortsetzung folgt.)